

Un.eindeutig Zuhause – Diverse Stadtgeschichten in Osnabrück

Ein Erfahrungsbericht

Laura Igelbrink und Rikke Gram¹

Einleitung

Wenn wir über Stereotype reden, ist es ja genau das, dass Gastarbeiter nicht einfach nur als Gäste gerufen werden können und dann alle wieder gehen, wenn man sie verbraucht hat, sondern dass man Menschen sozusagen tatsächlich hier hat und die auch eigene menschliche Wünsche und Ziele haben und diese auch, wenn es sein muss, engagiert vertreten und dann eben auch bleiben, wenn sie möchten. Und das zu akzeptieren und das in die Stadtgeschichte auch reinzuschreiben, finde ich eine ganz wichtige soziale Bewegung. Das ist einfach eine soziale Bewegung in meinen Augen. (Teilnehmer, Mai 2021)

Museen können Orte sozialer Bewegung sein (Sandell 2016). Sie sind Orte, innerhalb derer gegen Vorurteile und Diskriminierung und für Gleichberechtigung und Fairness gekämpft werden kann. Dafür müssen Museen ihre gegenwärtige Rolle und Relevanz in einer von Diversität geprägten Gesellschaft kritisch hinterfragen: Sie sind nicht nur ein Forum unterschiedlicher Positionen, das dazu einlädt, sich mit diesen auseinanderzusetzen und im Zuge dessen eine eigene Meinung zu formulieren. Sie müssen sich insbesondere für Belange bisher marginalisierter Positionen stark machen und sich gegen Diskriminierung sowie Unterdrückung positionieren. Das Streben nach Gleichheit, Respekt und Würde in der Gesellschaft, aber auch in der Institution selbst, sollte

¹ Laura Igelbrink ist Museumslotsin für diversitätsorientierte Vermittlung beim Museumsquartier in Osnabrück, Rikke Gram arbeitet als freie Kuratorin.

Leitbild von Museen im 21. Jahrhundert sein. Dazu gehört auch die Bearbeitung musealer Leerstellen, denen sich mehr und mehr Projekte widmen.

Un.eindeutig Zuhause – Diverse Stadtgeschichten in Osnabrück war so ein Forschungs- und Ausstellungsprojekt von Migrantischen Selbstorganisationen, Aktivist:innen, Studierenden verschiedener Fachbereiche der Universität Osnabrück und Ehrenamtlichen², welches 2020/2021 unter der Leitung von uns Autorinnen – einer Museumslotsin für diversitätsorientierte Vermittlung beim Museumsquartier Osnabrück und einer wissenschaftlichen Mitarbeiterin des Forschungsprojekts »Kulturproduktion in der Migrationsgesellschaft (KultMIX)« an der Universität umgesetzt wurde. Die Ausstellung wurde von Juni bis Oktober 2021 im Osnabrücker Stadtraum gezeigt und lud dazu ein, aus verschiedenen Blickwinkeln unterschiedliche Einblicke in Migrations-, Flucht- und Diskriminierungsgeschichten in der Stadt zu erhalten.

Ziel war es, gemeinsam mit Menschen aus Osnabrück eine Ausstellung zu entwickeln, die scheinbar versteckte Lokalgeschichten von Migrant:innen, Asylsuchenden und Schwarzen Menschen sichtbarer macht. Dabei ging es um ihre unterschiedlichen Alltage und Lebensrealitäten, ihre Kämpfe für gesellschaftliche Teilhabe und die lange Tradition der zivilgesellschaftlichen Unterstützung vor Ort. Es ging um persönliche Gedanken und Träume und darum, wie eine Stadt auch als positiv besetzter Lebensort dennoch immer wieder neu zu verhandeln ist. Mit der Ausstellung konnten diversitätsorientierte Impulse aus marginalisierten Positionen heraus gegeben sowie Denkanstöße und Wünsche zur weiteren Gestaltung der Stadt formuliert werden. Die gesammelten Geschichten der Ausstellung sollten sich aber nicht im Museum »verbergen«, sondern im Stadtraum für alle zugänglich sein. Deshalb bestand die Ausstellung aus insgesamt acht Stationen, die Texte, Bilder und QR-Codes zeigten, die zur Verlinkung mit den viel ausführlicheren Informationen auf der dazugehörigen Webseite führten.³

² An dieser Stelle möchten wir uns bei allen Mitwirkenden bedanken: Wir danken euch für die Zusammenarbeit, die konstruktiven Diskussionen und das Ausstellungsprojekt, welches trotz Pandemie zustande gekommen ist.

³ Siehe <https://www.museumsquartier-osnabrueck.de/uneindeutig-zuhause/> (letzter Zugriff am 14.2.2024).

Abbildung 1: Der rechts zu sehende Vogel diente als zentrale Figur der Ausstellung und markierte als zwei Meter große Figur den Anfangspunkt des Rundgangs am Museumsquartier Osnabrück

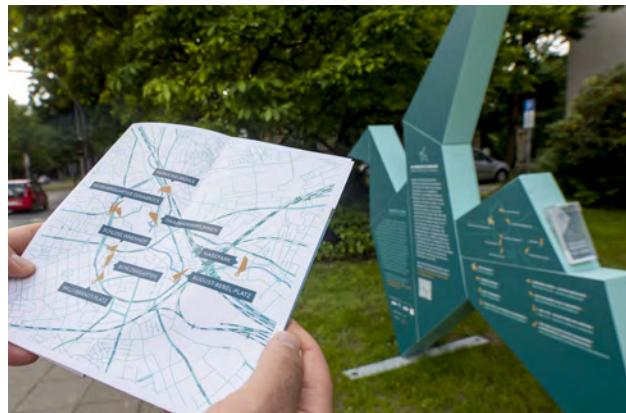


Foto: Swaantje Hehmann

Für das Ausstellungsdesign ließen sich Kunststudierende von den Fenstern des Felix-Nussbaum-Haus inspirieren. Der Osnabrücker Künstler Felix Nussbaum, der heute insbesondere als Dokumentarist der Verbrechen der nationalsozialistischen Herrschaft bekannt ist, verbrachte einen Großteil seines Lebens im Exil. Letztendlich konnte er aber der Deportation von Brüssel nach Auschwitz-Birkenau und seiner Ermordung nicht entgehen. Die Studierenden waren von dieser Geschichte ebenso wie vom Gebäude des amerikanischen Architektes Daniel Libeskind bewegt. Sie haben die unterschiedlichen Formen der Fenster zu einem dreidimensionalen, an eine Origamifigur angelehnten Vogel zusammengesetzt, der aus sieben Elementen besteht und zum Symbol der Ausstellung wurde. Jedes Element wurde einem der Teilprojekte zugeordnet und bestimmte damit die Form der jeweiligen Ausstellungsstation (»Stele«) im Stadtraum. Das Design verband auf unterschiedlichen Ebenen die Ausstellung im Osnabrücker Stadtraum mit dem Museumsquartier als Ausstellungsort der lokalen Stadtgeschichte. Insgesamt waren acht Ausstellungstationen im zentrumsnahen Stadtraum zu finden: Der zusammengesetzte Vogel führte als erste Station in die Ausstellung ein (siehe Abb. 1), die weiteren sieben Stationen behandelten jeweils einen thematischen Aspekt. Der Besuch der gesamten Ausstellung bestand damit aus einem etwa 1,5-stündigen Rund-

gang oder einer Fahrradtour weitestgehend durch die Innenstadt von Osnabrück.

Abbildung 2: Beispiel für die Zuordnung eines Teils des Vogels zu einem Teilprojekt. Der Schnabel dient hier als Identifizierung eines Teilprojekts, in dem internationale Studierende Fotos von »ihrem Osnabrück« zeigen und während der Ausstellung zum Austausch einluden



Grafik: Inga Meyer und Iman Sarami

Im Folgenden wird zunächst allgemein auf Museen als mögliche Orte lokaler Gesellschaftsbildung eingegangen, um den theoretischen Hintergrund und unsere konzeptionelle Herangehensweise im Projekt zu skizzieren. Anschließend führen wir näher aus, wie sich die Planung, Umsetzung und die Zusammenarbeit mit unterschiedlichen Akteur:innen während der Pandemie darstellte. Dabei sollen auch die damit verbundenen Herausforderungen kritisch reflektiert werden. Es geht um verschiedene gesellschaftliche Ausgangspositionen, die Marginalisierung von nicht-weißen Personen und über Möglichkeiten all dies angemessen und sichtbar darzustellen.

Museen als mögliche Orte lokaler Gesellschaftsbildung

Seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert dienen Museen als Orte, die bestimmte Formen von Wissen, Kunst und Kultur sammeln, ausstellen und archivieren, wenn diese als qualifiziert dafür gelten. Die gesammelten und ausgestellten Objekte und Wissensbestände dienen der Identitäts- und Gemeinschaftsbildung einer Gesellschaft, zu der immer auch die Konstruktion und Produktion »der Anderen« gehören. Museen sind fester Bestandteil der Nationenbildung (Anderson 2005), denn sie bieten die Möglichkeit, kollektive Iden-

tität zu konservieren und zu repräsentieren: Was wird gezeigt? Was wird gesammelt? Von wem? Und warum? Was wird nur als exotisiertes Kulturgut ohne angemessene Kontextualisierung gezeigt? Was wird gar nicht gezeigt? Die damit einhergehende Wissensproduktion wurde lange als neutral erachtet, Dinge konnten scheinbar »objektiv« anhand wissenschaftlicher Kriterien (an-)geordnet werden. Die hegemoniale Geschichtsschreibung wurde unter anderem mit der Wissensproduktion innerhalb von Museen legitimiert (vgl. Sternfeld 2009).

Abbildung 3: Die Themen der Stelen hatten immer einen Bezug zu ihrem Standort im Stadtraum. Die hier abgebildete Stele bearbeitete das Thema »Zivilgesellschaftliches Engagement und Migrantische Selbstorganisation« und stand vor dem Gewerkschaftshaus am August-Bebel-Platz



Foto: Mauricio Bustamante

Um das Andere, das Fremde und damit das Nichtzugehörige zur Aufwertung der eigenen Nation zu konstruieren, wurde darauf geachtet, dass bestimmtes Wissen als qualifiziert für das Museum galt und anderes Wissen »vergessen« werden konnte. Bezugnehmend auf die (post-)koloniale Theorien von Gayatri Spivak und Michel Foucault ordnet Nora Sternfeld (2009) diese

Praktik der »epistemischen Gewalt« des Kolonialismus einer binären Wissensproduktion zu, die nur durch die Aufwertung des Eigenen und durch die Abwertung der Anderen funktioniert. Mit dieser Abwertung einher geht eine Abwertung ihres Wissens und werden deren eigene Perspektiven unsichtbar gemacht. Die Anderen und ihre Realitäten und Geschichten werden zu Objekten hegemonialer Erzählungen *weisser* Subjekte der Kolonialmächte.

Nach Sternfeld (2009) hat allerdings in Deutschland in den Geschichts- und Sozialwissenschaften seit den 1970er-Jahren ein Umdenken stattgefunden: Auch unterdrücktes Wissen sollte sich zukünftig gleichberechtigt im Museum wiederfinden. Denn es hat ebenfalls das Potenzial, Räume des Dialogs über gesellschaftsrelevante Themen zu schaffen und muss unmittelbarer Bestandteil menschlicher Realitäten sein. Es bietet ein Ensemble an Möglichkeiten, welches Menschen das Teilen eigener Erfahrungen und den Austausch mit anderen ermöglichen kann.

Doch wie kann das in der musealen Praxis einer diversen Gesellschaft gelingen? Konzepte wie Gleichberechtigung, Vielfalt und soziale Gerechtigkeit dürfen von kulturellen Einrichtungen wie Museen nicht unberücksichtigt bleiben. Damit sie diesen gesellschaftlichen Werten gerecht werden, müssen sie neue Narrative finden, die demografische, soziale und kulturelle Vielfalt spiegeln und der wachsenden Vielfalt der Lebenserfahrungen, Geschichten und Identitäten Rechnung tragen (vgl. Sandell 2014). Nur so treffen Menschen und ihre Meinungen ebenbürtig im Museum aufeinander, können drängende Fragen erörtert werden (vgl. Loewy 2017; Sandell 2014).

»Museen, so glauben wir, können eine einzigartige Rolle darin spielen, Ungleichheiten entgegenzuwirken. So können sie auf der globalen und lokalen Ebene zu mehr sozialer Gerechtigkeit beitragen.« (Sandell 2014: 98).

Damit ein Museum dazu beitragen kann, muss es ein Ort des Vertrauens werden, der verschiedene Formen von Differenz zusammenführt. Dafür muss es jedoch auch sein Innerstes mitverändern (ebd.).

Allerdings haben wir es in der Praxis mit einem massiven und kaum zu verschiebenden, weil hegemonial strukturierten, institutionalisierten und sich permanent entlang historisch gewachsener kolonialer bzw. neokolonialer Verhältnisse reproduzierenden Machtungleichgewicht zu tun, das auch bei Unternehmungen des »interkulturellen Dialogs« den Ausgangspunkt bildet. Zum einen sichert die Arbeit mit marginalisierten Gruppen Finanzierungen, zum anderen werden Benachteiligung und Ausgrenzung immer auch da-

durch aufrechterhalten, dass sie als solche benannt werden. Carmen Mörsch formuliert politischen Antirassismus im Zeichen kritischen *Weißseins* als Gegenentwurf zur bisherigen musealen Praxis (Mörsch 2014: 105) und auch Natalie Bayer und Mark Terkessidis (2017) plädieren für eine antirassistische Praxeologie des Kuratierens: Wenn bisher marginalisiertes Wissen sichtbar gemacht werden soll, sollten dabei keine Klischees reproduziert werden. Sonst werden die Erzählenden und ihr Erzähltes erneut zum Objekt gemacht, anstatt dass all jene Menschen, die sonst als die Anderen konstruiert werden, endlich für sich selbst sprechen. Sowohl Subjektivität als auch Subjektivierung sind zu gewährleisten, damit geht eine multiperspektivische Darstellung einher. Bayer und Terkessidis (2017) werfen zur Befragung der Konzeption einer Ausstellung folgende Fragen auf:

- Wessen Geschichte wird hier erzählt?
- Wessen Perspektive wird privilegiert?
- Welche Bilder tauchen auf?
- Wer liest diese Bilder auf welche Weise?
- Wie sind die Exponate generiert worden?
- Wie entstehen die Texte?
- Sind die Narrative und die Bilder dazu angetan, Gruppen zu »empowern«, die bislang in den Darstellungen unterrepräsentiert bzw. gar objektiviert worden sind?

Indem sich die antirassistische Praxis des Kuratierens permanent selbst hinterfragt, kann sie einen antirassistischen Raum schaffen, auch wenn die gesellschaftlichen Ungleichheitsverhältnisse außerhalb des Museums (zunächst) bestehen bleiben. Ausgrenzungsmechanismen wird etwas entgegengesetzt und der bisher stets homogen imaginierte Raum »Museum« bringt durch zielgerichtete Kollaborationen eine Vielheit an Subjektivitäten hervor. Leerstellen können durch eine multiperspektivische Zusammenarbeit mit Wissensbeständen befüllt werden, die dabei vom Rand ins Zentrum rücken. Mit Blick auf die Teilnehmer:innen konkludiert Mörsch:

»Bei den ins Visier Genommenen handelt es sich unter diesen Vorzeichen nicht mehr nur um potentielle Konsument:innen eines kulturellen Angebots, sondern um Partner:innen in einem zusammen zu gestaltenden Veränderungsprozess, der das Selbstverständnis der Anbietenden nicht unberührt lässt.« (Mörsch 2014: 113).

Das Museum kann dann ein Ort sein, wo lokale Gesellschaftsbildung möglich ist, wenn Menschen dort ins Gespräch kommen, dabei ihre Perspektiven sichtbar machen und so gesellschaftliche Diskurse voranbringen.

Nach dieser Skizzierung unserer theoretischen Herangehensweise, die uns den gesamten Prozess begleitet hat und uns immer wieder zum Reflektieren einlud, führen wir nun aus, wie und mit wem wir die Ausstellung »Un.eindeutig Zuhause – Diverse Stadtgeschichten in Osnabrück« erarbeitet haben.

Das Ausstellungsprojekt

Impuls

Anfang 2020: Wir begegneten uns als Mitarbeiterinnen des Museumsquartiers Osnabrück und der Universität Osnabrück und entschieden, gemeinsam ein Ausstellungs- und Forschungsprojekt zu marginalisierten Positionen der Osnabrücker Stadtgeschichte im Kontext von Migration, Flucht, Ausgrenzung und den Aushandlungsprozessen, die mit Home-Making in einer (neuen) Stadt verbunden sind, auf den Weg zu bringen. Doch wie wollen wir arbeiten? Mit wem wollen wir arbeiten? Was wollen wir zeigen? Welche Möglichkeiten haben wir als Berufsanfängerinnen und Zugezogene, über welche Netzwerke verfügen wir?

Form finden

Schnell war uns klar, dass wir am liebsten basisdemokratisch, kritisch und auf Augenhöhe mit Studierenden, Ehrenamtlichen, migrantischen Selbstorganisationen und Aktivist:innen an unserem Projekt arbeiten möchten. Wir wollten versteckte Geschichten hervorholen und marginalisierte Positionen für sich selbst sprechen lassen, um ihnen Gehör zu verschaffen. Eine intensiv betriebene Zusammenarbeit ist Teil der Idee sozialer Inklusion: Es geht um Zugänge, das Mitwirken und Repräsentanz, denn neben dem Museum sind vor allem die Bewohner:innen Osnabrücks die Expert:innen für ihre Stadt. Soziale Inklusion im Museum kann auf einer individuellen Ebene oder auf einer gemeinschaftlichen Ebene förderlich sein. Die durch Inklusion gewährleistete Multiperspektivität wird dabei als diskriminierungskritische Praxis des antirassistischen Kuratierens geschätzt und es können Ausstellungen erarbeitet

werden, in denen sonst exkludierte Gruppen eine zentrale Rolle spielen. Das damit häufig verbundene Community-Building bezieht sich aber nicht nur auf den Kontakt zwischen Museum und Bevölkerung, sondern auch unter den Teilnehmenden selbst. Das Konzept der Inklusion⁴ hinterfragt kontinuierlich, wer im Museum auf welche Weise repräsentiert wird; es werden verschiedene Perspektiven auf die Stadt aufgezeigt und unterschiedliche Narrative sichtbar gemacht (vgl. Gerchow/Thiel 2017).

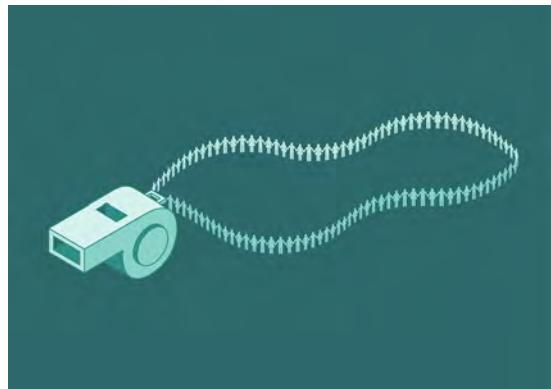
Also konzipierten wir zwei Uni-Seminare und erstellten zusammen mit den Studierenden eine Übersicht der migrantischen Selbstorganisationen und aktivistischen Gruppen in Osnabrück, mit denen wir praktische Workshops planten. Tatkräftig unterstützt wurden wir dabei von einer studentischen Hilfskraft und einer Praktikantin des Museumsquartiers. Zur zukünftigen Ansprache möglicher Mitwirkender wurden folgende Zeilen formuliert, um die Ziele unseres Projektes zu beschreiben:

»Migration, Flucht und Ausgrenzung sind Geschichten der Vielen. Osnabrück ist der Ort unseres gemeinsamen Zuhause, das wir durch gemeinsames Geschichtenerzählen (mit)gestalten möchten. Ganz egal, ob wir seit einem Jahr in Osnabrück leben oder seit 5, 10 oder 45, unabhängig von den Papieren, die wir haben und ganz egal, wo wir geboren wurden, wir alle versuchen, diesen Ort zu unserem Zuhause zu machen. Bisher werden unsere Geschichten nicht gleichermaßen erzählt. In einem neuen Projekt möchten wir gemeinsam auf lokale Spurensuche gehen, Geschichten sammeln und eine Ausstellung entstehen lassen. Uns interessieren die ›Politiken des Alltags‹ sowie alltägliche Aushandlungsprozesse und die Perspektive der Menschen dahinter: Können sie Osnabrück ihr Zuhause nennen? Welche Probleme haben sie, welche Hoffnungen und welche Wünsche? Welche Orte sind besonders und warum? Wie hat sich die Wahrnehmung von Osnabrück über die Generationen verändert?«⁵

4 Soziologisch beschreibt das Konzept der Inklusion eine Gesellschaft, zu der jede Person – unabhängig von Geschlecht, Alter oder Herkunft, von Religionszugehörigkeit oder Bildung, von eventuellen Behinderungen oder sonstigen individuellen Merkmalen – gleichermaßen zugehörig ist. Alle haben die Möglichkeit, gleichberechtigt und selbstbestimmt an gesellschaftlichen Entwicklungsprozessen teilzuhaben und Vielfalt ist eine Ressource, die nicht zu Diskriminierung oder Marginalisierung führt (vgl. <http://www.inklusion-schule.info/inklusion/definition-inklusion.html>; <https://www.netzwerk-stiftungen-bildung.de/wissenscenter/glossar/inklusion>; letzter Zugriff am 3.3.2024).

5 Wir danken insbesondere Clara Taxis für die Formulierung dieses Absatzes.

Abbildung 4: Mit der Trillerpfeife warnten Einwohner:innen der Unterkunft am Ickerweg einander zwischen 2014–2017 vor nächtlichen Abschiebungen. Diese Grafik war auf der Stele zum Thema »Flucht, Asyl & Aktivismus« in Osnabrück abgebildet



Grafik: Iman Sarrami

Abbildung 5: Teilnehmer:innen des Teilprojekts »Lebensrealitäten – Hayatın gerçekleri« über das Leben zwischen Osnabrück und der Türkei bei der Ausstellungseröffnung



Foto: Mauricio Bustamante

Lockdown oder: Zusammenarbeit in einer Pandemie

Gemeinsam betrachteten wir die Übersicht der migrantischen Selbstorganisationen und aktivistischen Gruppen in Osnabrück. Wir entschieden, wer wen zunächst kontaktieren sollte, um unser geplantes Projekt vorzustellen und Mitmacher:innen zu gewinnen. Wir waren voller Vorfreude und hofften auf eine positive Resonanz. Bevor wir auseinandergingen, sprachen wir kurz über dieses Virus, welches Anfang des Jahres in China entdeckt wurde und sich schnell überall auszubreiten scheint. Zwei Tage später begann der erste Lockdown in Deutschland.

Die Welt befand sich nun in einer Pandemie. Alle Menschen waren angehalten, zuhause zu bleiben und ihre Kontakte zu reduzieren. Wollten wir gerade richtig starten, standen wir plötzlich vor einem Problem: Wie sollten wir Menschen erreichen und für eine (ehrenamtliche) Zusammenarbeit begeistern, wenn sich alle um ihre Gesundheit sorgten und die Lebensverhältnisse Vieler im Zuge des Lockdowns noch prekärer wurden als zuvor? Wie kann eine analoge Ausstellung kollaborativ im Digitalen geplant werden? Hatten wir die Zeit, das gesamte Projekt zu verschieben? Schließlich hatten wir beide befristete Stellen inne und standen somit sowieso schon unter Zeitdruck, nicht nur ein solches Projekt angemessen zu konzipieren, dafür zu recherchieren und zu forschen, sondern am Ende auch eine Ausstellung präsentieren zu können.⁶

Im April 2020 waren wir noch optimistisch, dass wir die Pandemie bald im Griff haben würden. Das Sommersemester begann an der Universität Osnabrück und wir waren für unser Forschungsseminar auf die digitale Lehre angewiesen. Den Teilnehmenden des Forschungsseminars wurden verschiedene Projekte vorgestellt. Viele waren daran interessiert, mit uns zusammenzuarbeiten. Die ersten Ideen für Teilprojekte entstanden. Aktivistische und migrantische Gruppen hatten wir bis dahin nicht kontaktiert, wir befanden uns noch immer im Lockdown.

6 Das Modellprojekt »Museumslotsin für diversitätsorientierte Vermittlung« am Museumsquartier Osnabrück war zunächst bis Oktober 2022 befristet. Im Dezember 2022 entschied die Stadt Osnabrück, das Modellprojekt zu verstetigen und eine unbefristete Stelle für diversitätsorientierte Vermittlung am Museumsquartier Osnabrück zu etablieren.

Abbildung 6: Über QR-Codes gelangte man von den Stelen auf die Webseite und seine jeweils vertiefenden Inhalte zu den Teilprojekten. Hier ist ein Ausschnitt aus dem Briefprojekt »Von Osnabrück nach Osnabrück« zu sehen.



MEIN LEBEN VON PAKISTAN NACH DEUTSCHLAND

Hier kannst Du einen Brief von Sehrish an Osnabrück lesen.

Screenshot von der Webseite; Grafik: Inga Meyer und Iman Sarami

Antirassistisches Kuratieren in der Migrationsgesellschaft

Mai 2020: George Floyd ist tot. Mal wieder wurde ein Mensch Opfer rassistischer Polizeigewalt. In vielen Ländern organisierten insbesondere BIPoC-Aktivist:innen zahlreiche Demonstrationen. Sie forderten eine gesamtgesellschaftliche kritische Auseinandersetzung mit Rassismus, ein Ende rassistischer Polizeigewalt und auch im deutschen Kontext endlich eine angemessene Aufarbeitung unserer kolonialen Vergangenheit. Die Aktivist:innen vernetzten sich deutschlandweit zur Black Community Foundation (BCF) und gründeten in vielen Städten Ortsgruppen – auch in Osnabrück. Wir wollten darauf reagieren, schrieben die Ortsgruppe an und luden sie ein, mit uns an unserem Forschungs- und Ausstellungsprojekt zu arbeiten. Eine Aktivistin hatte besonderes Interesse, für ihr Teilprojekt über Schwarzes Leben in Osnab-

brück suchte sie Mitstreiter:innen. Aber was haben Migration und Flucht mit ihr zu tun? Schließlich ist sie doch in Deutschland geboren. Sie positioniert sich afrodeutsch und wird dennoch regelmäßig nach ihrer Herkunft gefragt, für ihre Sprachkenntnisse gelobt.

Es musst also auch um rassistische Erfahrungen gehen, nicht (nur) um den vermeintlichen »Migrationshintergrund«, der rassifizierten und/oder migrantisierten Menschen von der weißen Dominanzgesellschaft für gewöhnlich unterstellt wird. Es ist unter anderem der strukturelle Rassismus innerhalb der Gesellschaft, der dafür verantwortlich ist, dass es überhaupt der Initiative unseres Projekts und seiner besonderen Form bedurfte.

Gleichzeitig waren die Lebensrealitäten und Geschichten anderer Projektteilnehmenden und der Menschen, mit denen sie sprachen, tatsächlich von Migrationserfahrungen oder der Suche nach Zuflucht geprägt. Um diese verschiedenen Ebenen angemessen darzustellen, war nun weiter zu klären, von welchen Begriffen, Konzepten und Theorien wir ausgehen wollten. Gleichzeitig mussten wir immer unsere unterschiedlichen gesellschaftlichen Positionierungen und die damit verbundenen Machtverhältnisse im Blick behalten.

Wie lange sind Arbeitstreffen in Präsenz möglich?

Wir sprachen weitere Gruppen, Aktivist:innen, migrantische Selbstorganisationen, Ehrenamtliche und Akteur:innen an und machten sie auf unsere Idee einer Ausstellung zu verunsichtbaren Flecken der Osnabrücker Stadtgeschichte aufmerksam. Die Resonanz war nicht so groß wie erhofft, aber letztlich entstand auch im digitalen Raum ein Kernteam, welches das Projekt weiter vorantreiben wollte, als Multiplikator wirkte und eigene Teilprojekte entwickelte. Wir trafen uns regelmäßig online, tauschten uns über Ideen aus und spannen die Teilprojekte weiter. Kurzzeitig war es uns sogar möglich, Treffen im Museum durchzuführen. Diese persönlichen Treffen waren wichtig, konnten wir doch einander besser kennenlernen und so einen Beitrag für eine vertrauensvollere Atmosphäre der Zusammenarbeit kreieren. Gemeinsam setzten wir uns mit Ausstellungen zu ähnlichen Themen auseinander u.a. besuchten wir die Ausstellung »Zwei Millionen Jahre Migration« im Varusschlacht-Museum Kalkriese. Diese verschiedenen Formen der Inspiration waren unserem Arbeitsprozess sehr dienlich, wir nahmen alle ganz unterschiedliche Dos und Don'ts für unser Ausstellungsprojekt mit.

Weitere Genese der Teilprojekte

Im Herbst waren Treffen in Präsenz bereits nicht mehr möglich, aber das neue Wintersemester begann und wir durften weitere Studierende kennenlernen, die am Ausstellungsprojekt mitwirken wollten. Das über den Sommer entstandene Kernteam stellte seine Teilprojekte vor, die Studierenden durften sich aussuchen, wo sie mitarbeiten möchten, und da wir transdisziplinär arbeiteten, entstand auch eine Gruppe aus Kunststudierenden, die sich um die visuelle Gestaltung all der Dinge kümmerte, die zu einer Ausstellung gehören. In engem Austausch mit den anderen nutzten sie den Winter für das Design der Ausstellung, diskutierten über Farbgebung und orientierten sich an der Liebkind-Architektur des Felix-Nussbaum-Hauses. Währenddessen waren die anderen Gruppen damit beschäftigt, Interviews zu führen, Archive zu sichten, Texte zu schreiben und ihre Materialien aufzuarbeiten.

Die Inhalte und Texte der Teilprojekte wurden innerhalb der Gruppe erarbeitet, den Titel der Ausstellung – so wie fast jede andere Entscheidung auch – klärten wir im Kernteam. Gemeinsam entschieden wir, dass die Ausstellung »Un.eindeutig Zuhause – Diverse Stadtgeschichten in Osnabrück« heißen sollte – ein weiterer Meilenstein des Arbeitsprozesses war getan. Schließlich fand sich auf dem Flyer und der Webseite zur Ausstellung der folgende Text zur Ansprache der Besuchenden:

»Migrantische Selbstorganisationen, Aktivist:innen, Studierende, Ehrenamtliche und Künstler:innen laden Dich mit dieser Ausstellung ein, aus verschiedenen Blickwinkeln unterschiedliche Einblicke in Migrations-, Flucht- und Diskriminierungsgeschichten der Stadt zu erhalten. An acht Ausstellungsstationen im Osnabrücker Stadtraum sind Stelen mit spannenden ersten Eindrücken zu finden. Über QR-Codes, die sich mittels Smartphone auslesen lassen, kann noch mehr entdeckt werden: Lerne in kurzen Videos mehr über das Leben von Schwarzen Menschen in Osnabrück, über Selbstorganisation und zivilgesellschaftliches Engagement oder zur Vielfalt von Migrations- und Fluchtgeschichten am Beispiel der Türkei. Lies Briefe über das Leben in Osnabrück, höre Podcasts zu Flucht, Asyl und Aktivismus, entdecke Fotos aus dem Leben von internationalen Studierenden oder erfahre mehr über den ›wilden Streik‹ im Jahr 1973.«⁷

⁷ Siehe <https://www.museumsquartier-osnabrueck.de/uneindeutig-zuhause/> (letzter Zugriff am 14.2.2024).

Abbildung 7: Foto aus dem Teilprojekt zum »wilden Streik« der spanischen und portugiesischen Arbeiter:innen beim Fahrzeugbauer Karmann in Osnabrück: Arbeiter fordern auch die Spätschicht auf, am nächsten Morgen zum Streik zu kommen



Quelle: *Klassenkampf – Zeitung des Bundes Kommunistischer Arbeiter*, Nr. 33: »Erfolgreicher Streik ausländischer Kollegen bei Karmann«, erschienen in Freiburg am 24. Mai 1973.

Von vorneherein war uns klar, dass diese Ausstellung keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben wird oder kann: Sie liefert Impulse und leistet Beiträge zur Beseitigung der Leerstellen in der Osnabrücker Stadtgeschichte. Dennoch wollten wir sichtbar machen, wie die Themen und Teilprojekte generiert wurden und welche Gedanken uns dabei umgeben haben. Daher entschieden wir, dass wir gerne ein Video in die Ausstellung integrieren möchten, welches die Hintergründe der Erarbeitung der Ausstellung erzählt und kritisch auf die damit verbundenen Herausforderungen eingeht. Auch dieses Video ist auf der Homepage der Ausstellung zu sehen.

»Das Leben der Anderen«?

Kurz vor der Ausstellungseröffnung hatten wir einen Pressetermin. Vertreter:innen der lokalen Presse waren vor Ort, stellten Fragen und hörten zu. Wir erklärten die Intention der Ausstellung, beschrieben unsere Zusammenarbeit und nannten unsere Ziele. Ein Artikel wurde online mit der folgenden Überschrift veröffentlicht: »Das Leben der Anderen. Ausstellung erzählt im Stadtraum Osnabrück Migranten-Geschichten«. Diese Überschrift veranschaulicht, wie die Lebensrealitäten sowie die Geschichten von migrantisierten und rassifizierten Menschen in der Dominanzgesellschaft noch immer wahrgenommen werden. Die Ausstellung »Un.eindeutig Zuhause – Diverse Stadtgeschichten in Osnabrück« reagierte unter anderem kritisch auf diese Wahrnehmung: Denn die Stadtgeschichten, die wir erzählen wollten, gehen zwar von unterschiedlichen gesellschaftlichen Positionen aus, aber zu »Anderen« macht sie die Dominanzgesellschaft. Sowohl migrantisierte als auch rassifizierte Menschen sind dadurch immer wieder gezwungen, ihre Herkunft und die Geschichte ihres persönlichen »Hierseins« zu erläutern. Orte wie Osnabrück werden ihnen als einfaches »Zuhause« oftmals nur mit Einschränkungen zugestanden.

Dieser Vorgang des »Otherings« findet in der deutschen Dominanzgesellschaft nahezu permanent statt und hat uns zu dem Wortspiel »Un.eindeutig Zuhause« im Titel der Ausstellung veranlasst: In dominanzgesellschaftlichen Diskursen spielt es oftmals keine Rolle, welchen Ort eine migrantisierte oder rassifizierte Person als ihr Zuhause beschreibt, sondern die dominanzgesellschaftlich unterstellte Herkunft scheint ausschlaggebend dafür, wo sich Menschen heimisch und zugehörig fühlen dürfen.

Mit der Überschrift des Zeitungsartikels wird erneut deutlich, wie steinig der Weg hin zu einer gleichberechtigten offenen Migrationsgesellschaft ist, die von einem inklusiven »Wir« ausgeht. Ein inklusives »Wir« wäre Kennzeichen einer Stadt, in der auch einst Zugezogene ein Zuhause finden dürfen. Nicht zu vergessen, dass alles »Einheimische« irgendwann erst einheimisch geworden ist (Kolland 2014).

Abbildung 8: Mehrere Gruppen führten Interviews und präsentierten diese auf der Webseite, wie die Gruppe ›Black Osnabrück‹ zum Leben Schwarzer Menschen in der Stadt



Film-Still aus einem Videointerview; Foto/Video: David Sperling

Fazit und Ausblick

Rückblickend steht für uns besonders der Prozess im Vordergrund: Das Ausstellungsprojekt hat Menschen eingeladen, Geschichten zu erzählen und ihnen eine Stimme gegeben. Es hat Bündnisse ermöglicht und ein Beitrag zur Öffnung des Museums sowie der Osnabrücker Stadtgesellschaft geleistet, indem versteckte Geschichten sichtbarer wurden und dabei marginalisierte Positionen für sich selbst sprechen konnten. Den Projektteilnehmenden, denen die Dominanzgesellschaft in der Regel lediglich Positionen am Rand zuweist, wurde Raum im Zentrum des Projekts gegeben, um zu erzählen, was sie erzählen wollten. Dabei haben sie unterschiedliche Blinkwinkel sowohl eingenommen als auch aufgezeigt. Für eine diskriminierungskritische Praxis des antirassistischen Kuratierens spielte ihre Multiperspektivität als sonst exkludierte Gruppen eine zentrale Rolle.

Sozial inklusiv haben wir viele Monate intensiv zusammengearbeitet, diskutiert und trotz der Pandemie gemeinsam eine Ausstellung entwickelt, die im Analogen und im Digitalen funktioniert. Verschiedenste Menschen haben repräsentativ als Bewohner:innen und Expert:innen ihrer Stadt am Ausstellungsprojekt mitgewirkt und insbesondere zwischen den Teilnehmenden fand

eine Form des Community-Building statt. Einige stehen bis heute in Kontakt und Austausch untereinander und mit uns.

Ausstellungs- und Forschungsprojekte wie »Un.eindeutig Zuhause« sind dennoch meist nur temporär, in sich abgeschlossen und mit einem begrenzten finanziellen Budget versehen. Die Aufarbeitung versteckter Stadtgeschichten sollte jedoch etwas Permanentes sein, damit sie Teil unserer Narrative und auf Augenhöhe als solche rezipiert werden können. Temporär und finanziell limitierte Projektförderungen sind jedoch Teil des Alltags von Kulturinstitutionen und insbesondere im Kontext des »interkulturellen Dialogs« eine Normalität, selten können sie daher über eine punktuelle, projektgebundene Zusammenarbeit mit der Bevölkerung hinausgehen.

Gleichzeitig stellen Projekte natürlich auch eine Möglichkeit dar, etwas auf den Weg zu bringen, das anschließend bleibt. Die Stationen der Ausstellung verschwanden jedoch nach Ausstellungsende im Oktober 2021 zunächst aus dem öffentlichen Stadtraum, als Teil einer zeitlich befristeten Sonderausstellung wurden sie abgebaut. Es war das Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien der Universität Osnabrück, dass die gebauten Stationen der Ausstellung aufbereiten ließ und im Frühjahr 2022 in seinem Innenhof als neuem Ausstellungsort aufstellte. So kann auch der analoge Teil der Ausstellung weiterhin besucht werden. Darüber hinaus sind die digitalen Inhalte nach wie vor über die Webseite sowie auf zwei Bildschirmen in der Dauerausstellung zur Osnabrücker Stadtgeschichte im Museum abrufbar.

Insgesamt war das Ausstellungsprojekt für uns intensiv, lehrreich und herausfordernd. Denn auch wenn wir mit unseren Partner:innen den Arbeitsprozess gemeinsam gestaltet haben, ist es uns nur teilweise gelungen, bestehende Machtverhältnisse und Strukturen auszuhebeln: Bis heute leben wir in einem System, welches institutionell und museal überwiegend das Wissen der Dominanzgesellschaft als neutralen Ausgangspunkt erachtet und entsprechend weitergibt (vgl. Sternfeld 2009). Das heißt, dass auch, wenn widerständige Ausstellungen und Praktiken in Museen es ermöglichen, unsichtbare Geschichten sichtbar zu machen, sie letztlich Teil der bestehenden institutionellen Logik bleiben. Als Teil dieses Systems und seiner Logik mussten wir bestimmte Rollen und Positionen einnehmen, um das Forschungs- und Ausstellungsprojekt überhaupt realisieren zu können: Es brauchte die Stelle der Museumslotsin für diversitätsorientierte Vermittlung und ihr Budget als Ressource für die finanzielle Umsetzung und den Zugang zum institutionellen Rahmen des Museums. Damit die Studierenden für ihr Engagement Leistungspunkte erhalten konnten, war eine wissenschaftliche Mitarbeiterin

der Universität als Dozentin nötig. Um bisher marginalisierte Positionen der Osnabrücker Stadtgeschichte sichtbar zu machen, war es aber unumgänglich, den Ehrenamtlichen, den Studierenden, den Aktivist:innen sowie den Interviewten die Deutungshoheit über ihre Geschichten, Perspektiven und Inhalte zu ermöglichen.

Sollten wir in Zukunft erneut an einem Projekt dieser Größenordnung arbeiten, ist für uns wünschenswert, sowohl basisdemokratisch als auch transparent über die Verfügung des Projektbudgets zu bestimmen. Denn dies ist, neben dem basisdemokratischen Treffen von Entscheidungen, ein Teilbeitrag für eine Zusammenarbeit auf Augenhöhe, den wir im Sinne eines antirassistischen Kuratieren leisten können, auch wenn wir in einem gesellschaftlichen Machtverhältnis leben, welches strukturell Ungleichheit reproduziert und uns als weiße, akademische Projektleitungen bevorzugt.

Nach wie vor fragen wir uns in die Zukunft blickend als unterschiedlich positionierte Ausstellungsmacherinnen: Müssen Projekte dieser Art die monetäre Diskrepanz zwischen Lohnarbeit und Ehrenamt überwinden oder ist das Geben von Räumen und Deutungshoheiten sowie das transparente Einsetzen des Budgets ausreichend? Ist es in unserem System überhaupt möglich, Projekte zu gestalten, die tatsächlich konsequent basisdemokratisch auf Augenhöhe funktionieren? Welcher Sprache bedarf es, damit auch Menschen der Dominanzgesellschaft eine Idee davon erhalten, was die Ausstellungsmacher:innen eigentlich sagen wollten, und nicht doch wieder – wie im oben zitierten Zeitungsartikel über die Ausstellung – diskriminierende Lesarten reproduziert werden? Und wie ist es möglich, innerhalb von Gruppen mit unterschiedlichen Positionierungen einen sicheren Raum zu schaffen, der einen respektvollen und geschützten Austausch möglich werden lässt? Denn gerade im Umgang mit sensiblen Themen, persönlichen Geschichten und unterschiedlichen gesellschaftlichen Positionierungen ist es wichtiger denn je, einen *brave space* zu schaffen – einen Ort für offenen Austausch, unterschiedlichste Blinkwinkel und konstruktive Kritik.

Schließlich ist eine nachhaltige Öffnung der Stadtgesellschaft, ihrer Museen und ihrer Kultureinrichtungen nur möglich, wenn die Dominanzgesellschaft permanent und nicht nur projektgebunden den Kontakt mit Menschen aus marginalisierten Communities sucht und sie als Teil des Eigenen, der gemeinsamen Stadtgesellschaft versteht: »Dafür [sind] Bündnisse einzugehen mit gesellschaftlichen Gruppen, mit Communities, mit Schulen, mit der Nachbarschaft, mit der Öffnung hinein ins multikulturelle Leben.« (Kolland 2014:

300.) Eine Ausstellung wie unsere und ihre Erarbeitung kann dafür ein Beispiel, vielleicht sogar ein Anfang sein.

Literatur

Anderson, Benedict (2005): *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*. Frankfurt a.M.: Campus Bibliothek.

Bayer, Natalie und Marc Terkessidis (2017): Über das Reparieren hinaus. Eine antirassistische Praxeologie des Kuratierens. In: Bayer, Natalie, Belinda Kazeem-Kamiński und Nora Sternfeld (Hg.): *Kuratieren als antirassistische Praxis*. Berlin: De Gruyter, S. 50–71.

Gerchow, Jan und Sonja Thiel (2017): Das partizipative Stadtmuseum. In: Mörsch, Carmen, Angeli Sachs und Thomas Sieber (Hg.): *Ausstellen und Vermitteln im Museum der Gegenwart*. Bielefeld: transcript, S. 141–151.

Kolland, Dorothea (2014): Zwischen vergangenen Schätzen der Weltkultur und transkultureller Gegenwart – Museen und ihre Besucher im Alltag der globalen Migration. In: Kamel, Susan und Christine Gerbich (Hg.): *Experimentierfeld Museum. Internationale Perspektiven auf Museum, Islam und Inklusion*. Bielefeld: transcript, S. 285–302.

Loewy, Hanno (2017): Identität und Zweideutigkeit. Hohenemser Erfahrungen mit den Dingen der Zerstreuung. In: Mörsch, Carmen, Angeli Sachs und Thomas Sieber (Hg.): *Ausstellen und Vermitteln im Museum der Gegenwart*. Bielefeld: transcript, S. 87–96.

Mörsch, Carmen (2014): Über Zugang hinaus: Kunstvermittlung in der Migrationsgesellschaft. In: Kamel, Susan und Christine Gerbich (Hg.): *Experimentierfeld Museum. Internationale Perspektiven auf Museum, Islam und Inklusion*. Bielefeld: transcript, S. 103–116.

Sandell, Richard (2014): Museen, Gleichberechtigung und soziale Gerechtigkeit. In: Kamel, Susan und Christine Gerbich (Hg.): *Experimentierfeld Museum. Internationale Perspektiven auf Museum, Islam und Inklusion*. Bielefeld: transcript, 95–102.

Sandell, Richard (2016): *Museums, Moralities and Human Rights*. Abingdon: Routledge.

Sternfeld, Nora (2009): Aufstand der unterworfenen Wissensarten – museale Gegenerzählungen. In: Martinez-Turek, Charlotte und Monika Sommer-Sieghart (Hg.): *Storyline. Narrationen im Museum*. Wien: Turia + Kant, S. 30–57.